

Das Foto

Von Johanna Heinz

Today's grain of wisdom: Ronnie Van Zant once sang „First I got lost, then I got found. The ones I love are in the ground. Won't you tell me please was I right or wrong?“ I think you're actually better off not knowing...

Das Leben eines Fotografen ist wie eine riesige Pinnwand – gelungene Fotos, misslungene Fotos, persönliche Fotos, Auftragsarbeiten. Wenn du Glück hast, schießt du eines Tages das Foto. Du kannst die Pinnwand dann abhängen. Das Foto hängst du im Posterformat auf. Für Robert Capa war es der gefallener Soldat. Für Peter Leibing sein Conrad Schumann. Nick Út und seine Napalmkinder, Joe Rosenthal und die Flagge auf Iwojima. Drei Wochen habe ich im Kamp Holland in Tarin Kowt verbracht und meine Pinnwand gefüllt. Am 10. Februar habe ich mein Foto geschossen.

Die Provinz Uruzgan ist ein heißes Pflaster. Wir waren in Richtung Surkh-Murghab unterwegs, ein Gebiet etwa 15 Kilometer nördlich von Tarin Kowt, um an einem Treffen einer Truppe der australischen Einheit mit Dorfälteren teilzunehmen, als unser Konvoi unter Beschuss geriet. Sobald ich die ersten Schüsse hörte, stellte ich auf Autopilot. Es gibt Menschen, die sind gut in Krisensituationen. Ich zähle mich definitiv nicht zu ihnen. But maybe that's why I'm still alive.

Die Soldaten sprangen aus den Transportern und erwiderten das Feuer. „Get behind the wall! Behind the wall!“ rief Major McCorley mir und Zia, unserem Paschto-Übersetzer zu. Eine Explosion warf mich zu Boden, als ich aus dem Transporter kletterte. Umhüllt von einer Wolke aus Staub und Rausch kroch ich hinter eine Lehmmauer, die mich vor Granaten und Maschinengewehrpatronen schützte. Ich werde oft gefragt, ob mein Job das Risiko wert ist. Ich denke, es ist die Sache wert, solange du nicht verletzt wirst oder Schlimmeres. Sobald dir etwas zustößt, hast du zu hoch gepokert. Sicher, ein Taliban-Angriff live und in Farbe, das hat schon was.

Aber dafür meinen Arsch in die Schusslinie bugsieren? No fucking way! Ich wartete ab, zusammengekauert hinter meiner Mauer. Erst als der Lärm verebbte, zückte ich meine EOS und verließ die Deckung. Ich blickte mich um. Rechts lag Major McCorley. Sie hatten ihn an der Schulter erwischt. Ein Soldat kniete über ihm. Zu oft gesehen! Links überprüfte ein anderer, ob die Taliban-Kämpfer am Boden auch tatsächlich hinüber waren. Zu farblos!

Dann sah ich sie. Ein Mädchen von etwa 10 Jahren lag im Staub der gepflasterten Straße. Ihr Kopf wurde durch einen Stein gestützt, als hätte man sie dort hindrapiert – so schön und fremdartig! Sie trug ein fliederfarbenedes Kleid. Aus ihrem roten Kopftuch quoll eine verfilzte schwarze Mähne. Über die kleine, schmutzige Hand sickert Blut. Leuchtende Farben in einer unendlichen afghanischen Wüste von ockerfarbenem Staub. Sie war barfuss, wie die meisten Kinder hier, die den Konvois in kleinen unbändigen Rudeln zu folgen pflegten. Lachend, kreischend: „Gimme water, mister! Gimme your sunglasses!“ Jetzt lag sie vollkommen regungslos da. Ihre braunen Kuhaugen überblickten das Chaos auf der Straße in dem sie keinen Sinn ausmachen zu können schien. Vielleicht überblickten sie auch ihr kurzes, sinnloses Leben. Dann sah sie mich an.

Ich könnte behauptet, es sei roher Instinkt gewesen, der mich den Auslöser drücken ließ. Es wäre gelogen. Tatsächlich hielt ich, während ich auf ihre Augen scharf stellte, einen inneren Monolog über Pro und Contra meiner Situation. Ich wusste, das würde mein Foto werden. Und ich wusste, dass es falsch war. Ich erwog alle möglichen Handlungsweisen. Ich könnte versuchen, ihr Leben zu retten. Aber die Kugel hatte sie in der Bauchgegend getroffen. Eine große Blutlache vermischte den feinen Staub zu rotem Schlamm. Der nächste Arzt war weit. Ich könnte ihr beistehen. Aber ginge ich jetzt sofort zu ihr, könnte ich dieses starke Bild nicht festhalten. Ich würde mein Foto verlieren – my shot at happiness. So

muss sich ein trockener Alkoholiker fühlen, kurz vor seinem ersten Bier. Mein Zeigefinger wurde schwerer und schwerer. Ich drückte ab. Genau im richtigen Moment. Einige Sekunden später ging in ihren Augen das Licht aus. Je privater ein Foto, desto besser – das hat mich meine Erfahrung gelehrt. Und was könnte privater sein als das hier? Ich hatte ein sterbendes Kind auf 10 mal 15 Zentimeter gebannt, Zentimeter voller Schönheit, Tiefe, Trauer, Ironie. Wie ein kaltes Skalpell war ich in ihren letzten Augenblick auf dieser Erde eingedrungen. Ich erbrach mich neben der Blutlache und eilte zurück zum Konvoi, zitternd und stolpernd wie eine alte Frau. Von der Rückfahrt nach Tarin Kowt erinnere ich nicht viel.

Dies ist mein letzter Blogeintrag aus Afghanistan. Ich will nur noch weg aus diesem Land, weg von diesem Krieg. Die Nacht verbrachte ich in der Bar des Hotel Tarin Kowt. Der einzige Ort hier, wo man einen anständigen Drink bekommt, obwohl diese Hütte weder die Bezeichnung Hotel noch Bar verdient. Heute Morgen endlich konnte mich ein Chinook nach Kabul ausfliegen. Nach billigem Whiskey war nun die Kälte mein Betäubungsmittel. Gerade sitze ich am Kabul International Airport und warte und nüchtere aus und lade das Foto auf meinen Laptop. Es ist höchste Zeit es nach Hamburg zu schicken.

Ich hätte meiner kleinen Afghanin nicht helfen können, das wiederhole ich mir immer und immer wieder. Sie war verloren. Soweit kann ich mir folgen. Soweit muss ich mir folgen. Denn Mord ist eine Schuld mit der ich nicht leben will. Aber ich habe über ihren letzten Moment auf Erden bestimmt. Jeder stirbt für sich allein? That's bullshit! Das letzte, was ein sterbendes Kind zu sehen bekommt, sollte nicht der kalte Blitz einer Kamera sein. Es sollte eine stützende Hand sein. Eine mitfühlende Geste. Eine freundlich klingende Stimme, die in fremder Sprache ein Gebet zum Himmel schickt. Vielleicht weiß ich nicht viel über das Leben. Ich mache Fotos und stelle keine Fragen. Aber soviel weiß ich sicher.

Als Kind wollte ich werden wie mein Vater. Das Schönste an jedem Tag war, wenn Dad von der Arbeit nach Hause kam. Ich wollte Zimmermann werden, wie er. Nicht, dass mich Holz besonders interessierte. Es war sein Gesichtsausdruck, diese absolute Zufriedenheit, die mich reizte. Ich wurde älter und meine Bewunderung verwandelte sich in Neid. Seit Vaters Tod bin ich auf einer rastlosen Jagd nach dem Gefühl hinter seinem Gesichtsausdruck. Das verstehe ich jetzt. School of Visual Arts in New York – didn't find it. Ausgedehnte Reisen in verschiedene Länder – didn't find it there. Liebevoller Ehefrau in Good Old Germany – it wasn't her. Hunderte von Jobs an hundert verschiedenen Orten – still it was nowhere to be found.

Warum habe ich es getan? Aus Verpflichtung gegenüber einer Öffentlichkeit? Aus Sucht nach Geld und Anerkennung? Ich glaube, die eigentliche Versuchung war das – für einen Augenblick im Glauben zu sein, ich hätte das Rätsel meines Lebens gelöst: diesen einen heiß ersehnten Zustand gefunden.

Wenn ich mein Foto jetzt betrachte fühle ich mich weiter von absoluter Zufriedenheit entfernt als jemals zuvor. Ich sehe in diese wunderschönen sterbenden Kuhaugen auf meinem Bildschirm. Ich weiß, der Zeitungsleser, der Rezensent, der Ausstellungsbesucher wird in ihnen das große Warum erkennen. Warum muss ich sterben? Warum ist diese Welt so grausam? Ich lese ein einziges anderes Warum. Ich lese: du hältst diese verdammte Kamera auf mich und hilfst mir nicht! Warum?

Ich habe das Foto meines Lebens geschossen. Es hat alles, was ein Foto braucht, um Geschichte zu schreiben. Ich werde gutes Geld damit verdienen, Anerkennung, vielleicht Ruhm und einen Pulitzer-Preis. Genießen können werde ich es nie. That's the price I've got to pay. Für mich ist es Zeugnis eines Moments, in dem ich glaubte, all meine Träume könnten sich erfüllen, wenn ich nur das Falsche täte. Stattdessen habe ich

verstanden, dass sich diese Träume niemals erfüllen werden, habe ich die Möglichkeit ihrer Erfüllung eigenhändig und endgültig zerstört.

I guess it's true what they say about temptation: Knowing whether you really want what tempts you is not the tricky part. It's what you give up, if you give in.